

Vertreibung aus der Kindheit:
Zeichnung aus der Münchner Therapie

Kinder der Flucht

In München erforschen und behandeln Wissenschaftler erstmals systematisch die Traumata, die Krieg und Verlust Kleinkindern zufügen. Unser Reporter hat Familien und Forscher des Projekts drei Jahre lang begleitet

Von Jan Rübel,
Fotos: Sascha Montag

Der Superheld Captain America brauchte 70 Jahre Kälteschlaf, um wieder zu seiner Kraft zu kommen, sein Fan Kambi Gilo* schafft es womöglich in vier Jahren. Der Junge, acht Jahre alt, hüpft mit einem Schutzschild aus Plastik durch einen Wohncontainer am Stadtrand Münchens und baut sich vor dem Sofa auf. „Ich beschütze euch“, ruft er. Seine Mutter und seine Oma machen verrückte Gesichter. Der Junge eifert amerikanischen Superhelden nach, Spiderman, Ironman, vor allem Captain America. Seine Wandlung kommt den beiden Frauen vor wie ein Wunder.

Drei Jahre zuvor, am 21. Januar 2020, griffen russische Kampfflugzeuge bei Aleppo, Syrien, einen Bauernhof an und töteten sechs Kinder; im afghanischen Kandahar erschossen zwei Männer auf einem Motorrad einen Polizisten; und über Moria in Griechenland hingen dunkle Wolken, in Europas größtem Flüchtlingslager kauerten rund 20.000 Menschen in Zelten und warteten auf eine Zukunft, die vielleicht nie kommen würde. An jenem Tag legte sich Kambi Gilo in einer ehemaligen Funkkaserne in München, in einer Zentralunterkunft für Geflüchtete, auf den Boden, hielt sich die Ohren zu und regte sich nicht mehr.

Er ist damals fünf. Es ist kurz nach neun Uhr am Morgen im Spielekreis, einem Zimmer voller Kinder, mit Regalen, Kinderbüchern und Spielzeug in allen Farben, die Wände tapeziert mit bunten Bildern. Eine der Erzieherinnen ermahnt zwei Jungen, die Pistolen aus Legosteinen gebaut und sich gejagt haben, weshalb andere Kinder sich die Ohren zuhalten und aussehen, als würden sie jeden Moment anfangen zu brüllen. „Schluss, hier nicht“, sagt die Erzieherin. Das Spiel mit Waffen ist in diesem Raum, Haus B, zweites Obergeschoss, niemals nur ein Spiel.

Dieser Spielekreis soll Kleinkindern, die mit ihren Eltern aus Syrien, Afghanistan oder Afrika geflohen sind, später auch aus der Ukraine, ein paar Stunden Sicherheit am Tag ermöglichen. Eine Zuflucht vor Angst und Erinnerungen, die die Kinder aus ihrer Heimat mitgebracht haben und die sie verfolgen. So ist es bis heute.

Ein Junge namens Omar macht sich daran, einen Schneemann aus Plüsch zu operieren. „Er hat Aua.“ Also sticht er mit dem Zeigefinger in den weißen Bauch, als hätte er eine Wunde.

„Nein, nein!“, schreit ein Mädchen namens Hana und schlägt um sich, weil eines der Kinder sie kurz an der Schulter angefasst hatte.

Und Kambi liegt am Boden und achtet nicht auf die Erwachsenen, die sich zu ihm hinunterbeugen und ihn zu beruhigen versuchen. Zwei Kinder haben ihn gehänselt, ihm ein Spielzeug abgenommen. Er, ein Sohn aus einer kenianischen Familie, erst kürzlich mit seiner Mutter und seiner Oma von einem Schleuser nach München gebracht, versteht damals kaum Deutsch und traut sich nicht, sich zu wehren.

Kambi und der Spielekreis sind zu dieser Zeit längst Teil einer groß angelegten Studie. Ein gutes Dutzend Erzieher, Therapeuten und Wissenschaftler der Technischen Universität München und des Ulmer Uniklinikums versucht erstmals gezielt, die seelischen Erschütterungen zu ergründen und zu heilen, die Millionen Kinder weltweit durch Vertreibung, Krieg und Flucht erleiden.

Man kennt den Begriff posttraumatische Belastungsstörungen oder das Kürzel PTBS von Soldaten. Man kennt ihn vielleicht noch von Schulkindern und Jugendlichen, die einen schweren Unfall oder eine Vergewaltigung erlebt haben. Was es dagegen bisher kaum gibt, sind Wissen und Hilfe für jüngere Kinder, die noch keine Worte für das Grauen haben, das sie erlebt und gesehen haben. Die Zahlen verdeutlichen, wie groß der Bedarf ist. Etwa 100 Millionen Menschen sind Schätzungen zufolge derzeit weltweit auf der Flucht, mehr als 42 Prozent sind jünger als 18 Jahre. Im Jahr 2022 wurden in Deutschland 20,4 Prozent aller Asylanträge für ein Kind gestellt, das noch keine sechs Jahre alt war.

WELT AM SONNTAG hat einige Kinder und ihre Eltern, die vor drei Jahren gerade in Deutschland angekommen sind, sowie die Münchner Forscher bis heute begleitet.

Die Ersten, die sich in München um die Kinder kümmern, sind eine Sozialwissenschaftlerin und eine angehende Kinderpsychotherapeutin, dann die Mitarbeiter des Spielekreises. Mit diesem Team untersuchen die Wissenschaftler die Kinder, erfassen sogenannte überlebensfokussierte Zustände, wie sie es in ihrer Fachsprache nennen: Viele der Kinder haben Gewalt und Tod gesehen. Sie haben ihre Heimat verloren, manche auch ihre Eltern; sie haben in der Gefahr und auf der Flucht funktioniert. Und nun, in Sicherheit, kann ein harmloser Reiz, ein Geräusch, eine Geste, eine Berührung alles zurückholen. Die Erinnerungen an das Grauen, die Angst, die innere Unruhe. Es ist ein Reflex der Überlebenden.

Die Münchner Wissenschaftler suchen nach Wegen, diesen komplizierten Teufelskreis des inneren Alarms zu ergründen und ihn zu durchbrechen. Das Forschungsvorhaben wie auch die Behandlung der Kinder hat eine private Initiative im Jahr 2016 angestoßen. Inzwischen zahlt die bayerische Staatsregierung jährlich rund 50.000 Euro, die EU gab bisher rund 700.000 Euro.

An jenem Morgen im Januar 2020 setzt Omar den frisch operierten Schneemann auf ein Bobbycar und schiebt ihn ins Krankenhaus.

Hana atmet tief ein und aus und holt sich ein Wimmelbilderbuch, um sich zu beruhigen.

Und Kambi bleibt am Boden liegen.

Ein halbes Jahr später, im September 2020, ordnet Andrea Hahnefeld das viele Papier auf ihrem Schreibtisch. Ihr Büro liegt in einem alten Gebäude mit viel hellem Stein und hohen Decken, der Linoleumboden dämpft das Geräusch der Schritte. Hahnefeld, Psychotherapeutin, arbeitet an der TU München und in der sozialpädiatrischen Ambulanz eines Kinderzentrums. An einer Wand hängt, gerahmt, eine Urkunde der Deutschsprachigen Gesellschaft für Psychotraumatologie. Auf Hahnefelds Schreibtisch liegen vier Stapel mit Unterlagen bereit. Die Kurzfassung von vier Kleinkinderleben, um die Hahnefeld sich sorgt.

Als Ersten erwartet sie Kambi, einen der Jungen, die Anfang des Jahres in den Spielekreis des Aufnahmezentrums Moosfeld kamen. Es ist eine seiner ersten Therapiestunden bei ihr.

Hahnefeld leitet das Forschungsprojekt, sie koordiniert die Studien und die Sprechstunden mit den Kindern. Ihr Ziel ist es, ein Verfahren zu entwickeln, das die Leiden der Kinder frühzeitig erkennbar macht. Außerdem bietet sie eine Traumatherapie an, in der sie versucht, gefl üchtete Kinder zu heilen.

Das sei „ein Wettlauf mit der Zeit“, sagt Hahnefeld. Im Kleinkindalter bestehe ein hohes Entwicklungsrisiko. Sie meint damit, dass Menschen die Last aus frühester Kindheit womöglich ein Leben lang mit sich herumtragen, wenn sie keine Hilfe bekommen. Das Ergebnis ist, dass sie in der Kita, der Schule und auch später schlechter lernen als andere. Und dass sie anfälliger werden für Herzerkrankungen, Diabetes oder psychische Probleme. Allerdings glauben Wissenschaftler auch, dass die Traumafolgen der Kinder noch recht gut behandelbar sind, sofern sie rechtzeitig erkannt werden.

Kambi, noch immer fünf, betritt mit seiner Mutter Hahnefelds Büro und setzt sich an einen runden Tisch. Im Januar 2019 bezahlte Victoria Gilo* 1500 Euro an einen Schleuser, der sie, ihren kleinen Sohn und ihre Mutter auf dem letzten Teil ihrer Flucht von Italien nach Deutschland brachte. Es ist eine verschlungene Geschichte, die sie, ihren Sohn und ihre Mutter nach München trieb. Wenn Gilo sie erzählt, erinnert sie an einen düsteren Thriller über einen mächtigen Clan.

Ihr Vater war in Kenia Vizeminister mehrerer Kabinette, die Mutter leitete eine Mädchenschule. Als der Vater sie verließ und in eine einflussreiche Familie einheiratete, nahm er seine einzige Tochter mit, Victoria. Sie schwamm für die Jugendnationalmannschaft, schloss ein Studium der Betriebswirtschaft ab. Dann wurde Kambi geboren. Als der Vater vor einigen Jahren starb, forderte sie, die Tochter, einen Teil seines Erbes ein. Damit, so sagt Victoria Gilo, hätten die Drohungen begonnen. Die Stiefmutter habe Männer geschickt, die ihr auflauerten und sie einschüchterten. Und ihre Mutter sei zum Ziel mehrerer Anschläge geworden, die sie knapp überlebte. Die Mutter sei darüber krank geworden, an Leib und Seele.

So wurden Victoria Gilo, ihr Sohn und ihre Mutter drei Menschen von Hunderttausenden, die Zuflucht in Deutschland suchten. Sie fanden Unterschlupf in Obdachlosenheimen, mal gewährte eine Kirche ihnen ein paar Tage lang Asyl, mal eine deutsche Familie. Schließlich kamen sie in eine Erstaufnahme, viele Menschen, wenig Raum.

Hahnefeld will mit Kambi einen Test machen. Auf dem Tisch liegen vier Karten mit Tieren darauf. Drei zeigen Schweine, die vierte eine Ente.

„Welches Bild passt nicht?“, fragt Hahnefeld.

Kambi zeigt auf den Schnabel der Ente. Als er wenig später geometrische Formen nach einem bestimmten Muster legen soll, rutscht er unter den Tisch und ruft: „Ich verstecke mich.“

Die Forscher haben in Leistungstests einen Intelligenzquotienten von gerade einmal 61 ermittelt, der Durchschnitt liegt etwa bei 100. Dabei, sagt Hahnefeld, sei der Junge aufgeweckt, sein Spielverhalten normal für sein Alter. So ist es oft. Hahnefeld und ihren Kollegen in der Ambulanz fiel auf, dass geflüchtete Kinder in Leistungstests auffallend schlecht abschnitten. Hahnefeld sagt, die meisten hätten keinerlei kognitive Schwierigkeiten. Doch etwas scheine sie zu blockieren. „Sie zeigten urplötzlich Überreaktionen, als ginge es um ihr Leben. So etwas hatten wir noch nie gesehen.“

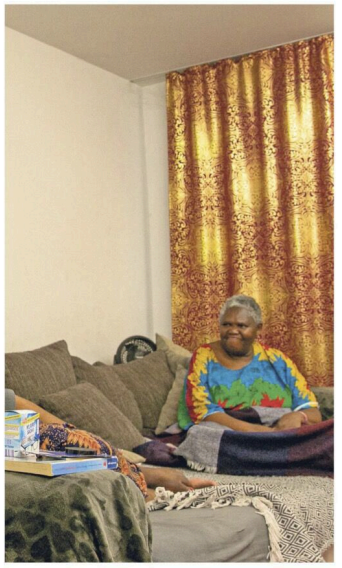


„Ich beschütze euch“: Kambi Gilo, Fan amerikanischer Comic-Helden, hat mit seiner Mutter und seiner Oma nach unruhigen Jahren in München zu einer Normalität gefunden – auch durch das Forschungsprojekt

40
Millionen Kinder

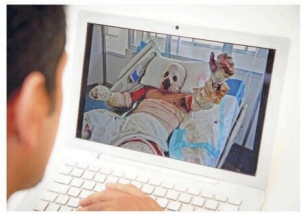
waren in den vergangenen zehn Jahren laut dem Hilfswerk Terre des Hommes weltweit auf der Flucht. So viele wie nie zuvor. Die meisten fliehen mit Familienangehörigen vor Krieg und Verfolgung in ihren Heimatländern – und haben schwere Traumatisierungen im Zusammenhang mit Gewalt und Verfolgung gemacht.







„Wir können etwas tun“: Projektleiterin Andrea Hahnefeld in der sozialpädiatrischen Ambulanz des Kinderzentrums München (links)
„Wenn ich stillstehe, kommt das Grübeln“: Mit Ahmad Abbas begann das Forschungsvorhaben, heute arbeitet er als Arzthelfer. Er kam 2012, dem Tod näher als dem Leben, nach Deutschland (unten)



Also beobachteten die Forscher die Kinder beim Spielen, auf der Suche nach Momenten oder Reizen, die wie aus dem Nichts ein starkes Gefühl akuter Bedrohung auslösen. Zudem machten sie klassische Tests, ergründeten belastende Ereignisse, das Verhalten und Lernleistungen. In den Aufnahmezentren richteten sie Sprechstunden ein, in denen sie in Ruhe mit Eltern über die Nöte ihrer Kinder sprechen konnten. Es habe sich herausgestellt, sagt Hahnefeld, dass Eltern oft unterschätzten, was manche Erlebnisse in den jungen Seelen anrichten können. Außerdem nahmen die Forscher regelmäßig Speichelproben, um den Stressspiegel der Kinder zu ermessen.

Im Moment großer Gefahr schaltet das menschliche Gehirn in ein Notfallprogramm. Es funktioniert noch so, dass es schnelle Entscheidungen ermöglicht, die das Überleben sichern sollen, Kampf, Flucht oder die Fähigkeit, in einer ausweglos erscheinenden Lage körperlich zu erstarren. Dabei kann es alle Eindrücke, alle Angst, alle Schmerzen ausblenden. Und wenn die Überforderung durch die Bedrohung zu groß wird, stoppt die Amygdala, eines der emotionalen Zentren des Gehirns, die Weiterleitung von Informationen an andere Hirnregionen.

Das Gehirn speichert traumatische Situationen dann nur bruchstückhaft und auch nur als ein nicht verarbeitetes Gefühl. Manchmal löscht es auch alle Erinnerung. Es ist ein Schutzmechanismus. Allerdings kann er zur Folge haben, dass das Gehirn und der Körper den Zustand der emotionalen Ausnahmesituation nie ganz verlassen. Und sobald ein Bild oder Geruch, ein Geräusch oder ein Gespräch einen Menschen stark an das traumatische Erlebnis erinnert, dann löst das Gehirn die gleiche Reaktion aus, als passierte alles noch einmal. Alarm, Panik. Es heißt, Kleinkinder, die gerade erst dabei sind, ein Vertrauen in sich und die Welt zu entwickeln, erschütterten solche Erlebnisse schneller und heftiger als Erwachsene.

Ein Indikator für den Stress, unter dem Kinder auch lange Zeit nach einem einschneidenden Erlebnis noch stehen können, ist das Stresshormon Cortisol. Es lässt sich zum Beispiel im Speichel nachweisen. Je größer der Stress, desto höher der Wert. Man weiß, dass posttraumatische Belastungsstörungen im Körper von Erwachsenen bestimmte Gene chemisch verändern, vorübergehend oder längerfristig. Damit steigt die Anfälligkeit für depressive Verstimmungen. Es gibt bisher keine Forschung dazu, ob das auch bei Kindern passiert.

Die Münchner Wissenschaftler wollen mehr darüber wissen, um wirksame und individuelle Therapien zu entwickeln. Sie hoffen, nach und nach Wege zu finden, mit denen sie den traumatischen Erfahrungen der Kinder und deren zerstörerischer Wucht beikommen. Was sie außerdem im Blick behalten müssen, ist die Tatsache, dass in Deutschland zwar vorerst die Flucht endet, aber nicht unbedingt die Unruhe eines aufgewühlten Lebens.

Kambi zum Beispiel musste in den etwas mehr als eineinhalb Jahren seit seiner Ankunft in Deutschland achtmal mit seiner Mutter und Oma umzuziehen, von Unterkunft zu Unterkunft.

Nun, im September 2020, sagt Hahnefeld, hätten die wechselnden Bedingungen dem Jungen zu schaffen gemacht. Das Kind sei über viele Monate hinweg fortwährend dem Zwang ausgesetzt gewesen, sich neu anzupassen, auf neue Umgebungen einzustellen, in denen ihm alles fremd gewesen sei. Etwas in ihm wolle dem entkommen. Also versuche er, aus unangenehmen Situationen zu fliehen.

Schließlich schreibt Hahnefeld in ihren sozialpädiatrischen Bericht, dass Kambi einen Kita-Platz benötige, Logopädie, Ergotherapie, Musiktherapie. Im Moment komme er kaum einmal aus dem Gemeinschaftszimmer der Flüchtlingsunterkunft.

„Bitte, machen Sie was!“, sagt Kambis Mutter.

Hahnefeld nickt und tippt etwas in ihren Computer. Sie wird später sagen, dass der Junge keine Psychotherapie brauche, die Mutter kümmere sich herzlich um ihn, ermuntere ihn zum Lernen, lese ihm vor. Aber gegen den Förderrückstand und die prekären Lebensbedingungen müsse dringend mehr getan werden.

Das aktuelle Forschungsprojekt begann mit der Erkenntnis, dass eine sichere Umgebung Kindern hilft, nach existenzbedrohenden Erlebnissen in eine Normalität zurückzukehren und wenigstens etwas Ruhe zu finden. Das mag banal klingen, doch die Münchner Wissenschaftler waren die Ersten, die das im Frühjahr 2017 in einer Studie nachwiesen. Sie hatten 96 syrische Kinder untersucht, die vor dem Krieg nach Deutschland geflohen waren. Jedes vierte im Alter bis zu sechs Jahren hatte demnach eine posttraumatische Belastungsstörung, im Alter zwischen sieben und 14 Jahren jedes dritte. Der allgemeine statistische Durchschnitt liegt bei gerade einmal ein bis zwei Fällen unter 100 Kindern.

Was die Wissenschaftler allerdings überraschte: Die Fälle unter den syrischen Kindern waren trotzdem deutlich weniger zahlreich, als man es aus anderen Gegenden kannte. Aus Regionen etwa, in denen Kinder gerade Naturkatastrophen überlebt hatten, oder von dort, wo aktuell ein Krieg tobte. Nachdem beispielsweise im Jahr 2005 der Hurrikan „Katrina“ ganze Landstriche der USA verwüstet hatte, litt Studien zufolge mehr als die Hälfte der Kinder in den betroffenen Gegenden unter einer posttraumatischen Belastungsstörung. Ganz ähnlich verhielt es sich mit palästinensischen Kindern, die Bombardements und Häuserzerstörungen erlebt hatten.

> MAN SIEHT DEN KINDERN AN, WENN ES KLICK MACHT. DIE ANSPANNUNG GEHT WEG
>
> **ANDREA HAHNEFELD**
> Leiterin des Forschungsprojekts

Die Münchner Forscher schlossen aus ihren Untersuchungen deshalb, dass schon die Aufnahme in einem Gastland Kindern nach einer Flucht die Grundlage für ein neues Sicherheitsempfinden bieten und ihren Stress lindern kann. Wenn man ihnen hilft.

Die Frage, wie es zu dieser Studie kam und wer sie finanziert hat, führt zurück ins Jahr 2012, in den syrischen Bürgerkrieg. Zu einer Hilfsaktion, die den Geschwistern Hanadi und Ahmad Abbas, damals zwölf und 17 Jahre alt, gerade noch das Leben rettete.

An 13. März jenes Jahres saßen sie, Schwester und Bruder, in der Küche ihres Elternhauses in der Nähe von Homs, als eine Granate in das Haus einschlug. Wenige Augenblicke später standen Hanadi und Ahmad Abbas in Flammen, in kürzester Zeit verbrannte ein Großteil ihrer Haut. Und da es in Syrien kein Krankenhaus gab, das sie am Leben halten konnte, luden Rebellen die beiden Jugendlichen auf einen Pickup und fuhren sie zur nahe gelegenen libanesischen Grenze, übergaben sie dort an eine Hilfsorganisation. So haben ihre Ärzte die Geschichte später erzählt.

Im Libanon stieß durch einen Zufall ein deutscher Reporter auf sie. Carsten Stormer arbeitet bis heute für eine Reportageagentur namens Zeitenspiegel, wie auch der Autor und der Fotograf dieser Geschichte. Er recherchierte damals gerade in einem Krankenhaus in Tripoli, als ihm ein Arzt die beiden Geschwister zeigte. Er sagte, dass er nichts für sie tun könne. Es fehle gezüchtete Haut. Wenig später postete Stormer auf Facebook einen Aufruf. „Hanadi und Ahmad sind schwer verwundet, die Kinder werden ohne Hilfe nicht überleben.“ Nur Minuten später saß in München, 3000 Kilometer entfernt, eine Frau seinen Eintrag. Sie schickte eine Handynachricht an einen befreundeten Arzt. Nach etwas mehr als einer Woche hatten sie eine Zusage für rund 180.000 Euro Spenden.

Ein Rettungsflieger des ADAC brachte Hanadi und Ahmad Abbas, dem Tod inzwischen näher als dem Leben, nach München. Mehr als ein Dutzend Ärzte operierte sie, mehrere Tage lang. Danach versetzten sie Hanadi und Ahmad Abbas in ein künstliches Koma, da sie ihre Schmerzen kaum noch ertragen hätten.

Die Geschwister verbrachten eineinhalb Jahre in Krankenhäusern. Dann zog sich ihre neue Haut allmählich nicht mehr zusammen, trocknete nicht mehr aus, entzündete sich nicht mehr ständig. Die beiden entschieden sich, nicht in die Heimat zurückzukehren. Sie zogen in eine Münchner Einrichtung, in der Jugendliche betreut wohnten. Ein Anwalt setzte durch, dass sie eine Aufenthaltserlaubnis bekamen, der Staat wurde ihr Vormund und übernahm alle Lebenshaltungskosten. Hanadi und Ahmad Abbas gingen in eine Schule für junge Geflüchtete. Manchmal besuchten sie im Krankenhaus jene Ärzte und Pfleger, denen sie ihr Leben verdankten. Ab und zu half Ahmad Abbas ihnen, übersetzte für arabische Patienten. Seine Schwester sagte, der Geruch in der Klinik tue ihr gut. „Er macht mich friedlich.“

Aus dem Gastland wurde eine Heimat. Und der Verein, der ihre Rettung organisiert hatte, fand: Wenn Deutschland Waffen nach Syrien liefern konnte, dann könne der Staat auch für die Folgen aufkommen. Also forderte der Vorstand die 180.000 Euro für Flug und Behandlung zurück und bekam sie. Und da sich seit 2015 viele Syrer auf den Weg nach Deutschland gemacht hatten, dachte der Vereinsvorsitzende, ein Professor für Sozialpädiatrie in München, das Geld wäre sinnvoll investiert, wenn man es in die wissenschaftliche Erforschung ihrer seelischen Nöte steckte. Im März 2017 veröffentliche die angesehene Fachzeitschrift „The Lancet“ die ersten Ergebnisse. Sie waren die Arbeitsgrundlage für Andrea Hahnefeld und ihr Team, um mit der tieferen Forschung und mit gezielter Therapie zu beginnen.

Ahmad Abbas ist heute, Anfang 2023, ausgebildeter Arzthelfer, er hat jahrelang in derselben Münchner Praxis gearbeitet, Blutdruck gemessen, Blut abgenommen. Jetzt sagt er, sei es Zeit für eine neue Aufgabe. Seinen Kindheitswunsch, einmal Mechatroniker zu sein, hat er aufgegeben. Seine neue Haut straft sich noch manchmal, bei Verletzungen blutet sie lange nach. Er musste einsehen, dass er nicht in einer Werkstatt arbeiten kann, in der er mit empfindlichen Materialien und Messgeräten zu tun hätte.

Abbas sagt, dass sich sein Leben inzwischen fast wieder normal anfühle. Er brauche bloß immer etwas zu tun, Freizeit möge er nicht. Selbst mit dem Syrischen Friedenschor, den er gegründet hat, verfolge er ein Ziel: über den Krieg in der alten Heimat aufklären, Verständnis wecken für die Syrer, die wie er nach Deutschland kommen. „Wenn ich still stehe, kommt das Grübeln“, sagt Abbas. Der Tag drängt sich dann zurück in seine Gedanken, der sein Leben veränderte. Er wird traurig, weil seine Familie in den Libanon fliehen musste. Dazu komme ein Druck, den er von Anfang an in Deutschland verspürt habe, wie er sagt. Seine Schwester und er waren zwei der ersten syrischen Kriegsflüchtlinge, die nach Deutschland kamen. Lange vor 2015. Sie absolvierten die Schule, eine Ausbildung, sie wurde Apothekerin, er Arzthelfer. Ahmad Abbas sagt, die Ausbildung sei eine Entscheidung für Deutschland gewesen. Allerdings habe er bis heute das Gefühl, den Deutschen beweisen zu wollen, dass er ein guter Flüchtling sei. Dass sie mit seiner Schwester und ihm die richtigen in ihr Land gelassen hätten. Kinder, die aus der Chance auf ein neues Leben etwas machen.

Im März 2022 ähnelt das Leben von Kambi, seiner Mutter und seiner Oma einer Wasserschlüssel, die lange geschüttelt und gerade wieder auf festen Grund gestellt wurde. Die kleine Familie ist in eine Unterkunft für Geflüchtete am Rande der Stadt gezogen, in eine Art Wohncontainer. In dieser Gegend ist wenig los, es gibt dort nur Werkhallen und ein großes Gelände, auf dem Lkw verkauft werden. Doch die beiden Frauen und das Kind haben ihr eigenes Apartment, Kambi ein eigenes Zimmer.

Er ist sieben geworden und in einer Kindertagesstätte untergekommen, wie es die Psychologin Andrea Hahnefeld empfohlen hatte. Kambi geht noch in ihre Sprechstunde, einmal im Vierteljahr. Die Lerntests besagen, dass sich seine Konzentration und seine Leistungen verbessert haben.

„Das Leben wird leichter“, sagt seine Mutter in einem quadratischen Zimmer, das Küche und Wohnraum zugleich ist. Victoria Gilo hat einen Kopfhörer auf, sie lernt Deutschvokabeln, während sie an einer Küchenzeile Teigtaschen fürs Frauencafé frittiert. Sie geht dort einmal in der Woche hin, besucht eine Bibelgruppe.

Irgendwann blickt sie auf ihr Handy nach der Uhrzeit. In einer Stunde kommt Kambi aus der Kita. Sie sagt, sie schaue nicht mehr zurück, zumindest versuche sie es.

Auf einem Stuhl liegt eine Plastiktüte voller Medikamente. Gilos Mutter sitzt in einem Rollstuhl daneben. Ihr Blick flackert. Sie hatte in letzter Zeit drei Herzinfarkte, womöglich ist sie an Alzheimer erkrankt. Vor allem wird sie die Geister der Vergangenheit nicht los; die Attentate in Kenia, den jähen Verlust ihrer bürgerlichen Existenz. Ärzte haben eine psychogene Lähmung diagnostiziert. Ihr Körper könnte laufen, doch ihre Seele verhindert es. Ihr Gesundheitszustand ist der Grund, warum Deutschland ihr einen gesicherten Aufenthaltsstatus gewährte. Und auch ihrer Tochter Victoria Gilo und Kambi, ihrem Enkel.

Victoria Gilo sagt, Deutschland biete ihr und Kambi so viele Chancen, sie wolle das Beste daraus machen. Sie wolle die Sprache lernen und bald einen Job finden, der sie alle drei ernährt.

Am nächsten Morgen, in jenem Frühjahr 2022, springt Kambi im Büro von Andrea Hahnefeld zu

einem Rundtisch, der Raum und die Therapeutin sind ihm vertraut geworden. „Ich habe sieben Freunde“, sagt er und zählt ihre Namen auf, Daniela und Konstantin und Mike und die anderen. Hahnefeld spielt Memory mit ihm, er findet sofort die Paare. Den Eignungstest für die Grundschule hat er aber nicht bestanden. Hahnefeld attestiert ihm große Fortschritte, aber noch immer Probleme mit der deutschen Sprache. Er ist nun zweieinhalb Jahre in Deutschland, hat in den vielen Unterkünften viele Sprachen gehört und benutzt, aber alle nur bruchstückhaft. In dieser Zeit verpasste er, was Gleichaltrige in der Kita lernten.

„Er kann weiter aufholen“, sagt Hahnefeld zu Victoria Gilo, seiner Mutter.

„Weniger als Förderschule wird es nicht?“

„Natürlich nicht.“

Gilo schließt langsam die Augenlider, als falle eine schwere Last von ihr ab.

Später an diesem Tag beginnt Hahnefeld, mit einem Jungen namens Dayo* die Schrecken einer Todesahnung zu bearbeiten. Dayo ist 13 Jahre alt, er lehnt in einem Stuhl, sein schmaler Oberkörper versinkt in einem weiten Kapuzenpulli. Er floh Ende 2018 mit seinen Eltern und zwei Brüdern aus einem afrikanischen Land. Eine Terrorgruppe hatte sie eines Nachts zu Hause in ihrer Stadtwohnung überfallen, allen Familienmitgliedern mit Macheten eine Furche in die Stirn geschnitten, ein Zeichen der Warnung und der Ächtung. Das Land und nähere Umstände sind der Redaktion bekannt. Manches ist nur stichprobenhaft überprüfbar, manches soll hier zum Schutz der Familie vage bleiben.

Dayos Narbe, etwa dreieinhalb Zentimeter lang, sieht man heute nur, wenn man von ihr weiß. Doch dieser Tag und die Angst haben sich tief in den Jungen eingebrannt, sie suchen ihn oft heim. Er hat Hahnefeld viel davon erzählt. Nach seiner Ankunft in Deutschland fand er übers Aufnahmezentrum zu ihr, sie diagnostizierte PTBS. Nach und nach hat der Junge sich mit Hahnefeld seinen Erinnerungen genähert. Sie ergründeten die alten Bilder in seinem Kopf und die Momente, die ihn von einem Augenblick auf den anderen zurück in die Vergangenheit zu katapultieren scheinen.

Nun malt Hahnefeld mit zwei Fingern Striche und Muster in die Luft. Dayo soll mit seinen Augen den Bewegungen folgen. Es ist ein Versuch, sein Gehirn neu zu programmieren, das Trauma zu löschen.

Die Methode nennt sich Eye Movement Desensitization and Reprocessing, zu Deutsch etwa „Desensibilisierung und Aufarbeitung durch Augenbewegungen“. Sie soll bewirken, dass Patienten ein belastendes Ereignis nicht mehr als traumatisch empfinden, wenn sie daran erinnert werden. Dafür legt ein Therapeut während einer Sitzung Phasen ein, in denen der Patient mit den Augen den Fingerbewegungen des Therapeuten folgt.

Die Gleichzeitigkeit von Erinnerungsarbeit und Augenbewegung ist der Kern der Methode, daher hat sie ihren Namen. Sie ist noch relativ jung. Manche verspotten sie als Voodoo. Allerdings gilt es als wissenschaftlich belegt, dass sie eine Möglichkeit ist, die Folgen psychischer Traumata zu behandeln, vor allem posttraumatische Belastungsstörungen. Die Weltgesundheitsorganisation empfiehlt sie, um Traumafolgestörungen von Kindern zu behandeln. Denn Wissenschaftler haben in einer Überblicksarbeit aus dem Jahr 2019 insgesamt 25 hochwertige Studien überprüft. In 24 bewirkte das Verfahren demnach zumindest eine deutliche Linderung der Beschwerden, manche Patienten habe es sogar geheilt.

Was genau dabei im Gehirn passiert, ist noch nicht sicher. Aber die Wirkung ähnelt einem Großreinemachen in der Wohnung. Die Erinnerungsfetzen der Kinder werden in der Therapie wie Teile eines Puzzles zu einem Erlebnis zusammengefügt und so lange geordnet, bis die Kinder beginnen, ihr Trauma und die Geschichte ihrer Flucht zu verstehen. So können sie anfangen, ihre Erlebnisse zu verarbeiten.

Draußen färbt sich der Himmel rot, als Hahnefeld mit Dayo über seine Ängste spricht und der Junge ein Bild aus einem Regal hervorzieht. Er hat es gemalt, als er das letzte Mal bei Hahnefeld war. Darauf steht er, umringt von Kindern, die ihn auslachen.

Es ist, als wohnten zwei Jungen in Dayos Körper. Der eine geht zur Realschule, ist Klassensprecher, hat Freunde, fühlt sich wohl. Der andere wohnt in einer Unterkunft für Geflüchtete, traut sich kaum auf die Straße, wird von anderen Kindern gehänselt. Ein paar Wochen zuvor gab es auf einer Nachbarschaftsfeier einen Vorfall, der Dayo überforderte. Es war laut, und irgendetwas trug dazu bei, dass er in die gleiche Panik verfiel wie an jenem Abend, als die Männer mit den Macheten kamen. Er nässte sich ein, die anderen Kinder lachten ihn aus. So hat er es Hahnefeld erzählt.

Hahnefelds rechte Hand wandert in der Luft auf einer Linie hin und her, immer wieder. Dayo, den Kopf still, folgt ihr mit den Augen. Er erzählt von seinem Heimweg von der Schule. Den Blicken der anderen Kinder, ihrem Spott.

„Was denkst du im Moment?“

„Ignorieren und weitergehen.“

„Welches Gefühl?“

„Unsicherheit.“

„Auf welcher Skala von eins bis zehn?“

„Fünf bis sechs.“ Wenn er darüber nachdenke, werde das Gefühl schlimmer.

„Bleib dabei“, sagt Hahnefeld. Ihre Hand furcht sachte durch die Luft. Was, fragt sie, würde die Situation besser machen?

„Meine Schulfreunde.“

Was bei dieser Therapie genau im Körper passiert, ist noch nicht geklärt. Man weiß, dass im Gehirn ein Verarbeitungsmechanismus angestoßen wird, sobald man bewusst an eine belastende Erinnerung denkt und dabei intensiv mit den Augen hin und her wandert. Das Hirn wird auf eine besondere Weise stimuliert.

„Was magst du?“, fragt Hahnefeld. Ihre Hand wischt von links nach rechts, von rechts nach links, an der Wand tickt eine Uhr.

„Kekse, Ananas, Erdbeeren“, sagt Dayo.

„Dann bist du jetzt auf der Straße mit deinen Schulfreunden. Ihr habt Kekse dabei und Ananas und Erdbeeren.“

Irgendwann sagt Dayo, die schlechten Gedanken seien raus aus seinem Kopf. Wenig später steht er auf, gräbt seine Hände in die Hosentaschen und sagt, er sei jetzt müde.

„Man sieht ihnen an, wenn es Klick macht“, sagt Andrea Hahnefeld später, während sie den nächsten Termin vorbereitet, die nächste Akte hervorzieht. „Die Anspannung geht weg.“

Am Abend tippt sie die Befunde des Tages in ihren Computer. Packt die Röhrchen mit Speichelproben in einen Pappkarton. Ein Institut wird den Cortisolgehalt ermitteln, den Stressindikator. Als Hahnefeld schließlich ihren Arbeitstag beendet, sieht der Himmel über München aus wie nach einem Brand, orangebraun, undurchdringlich. Ein paar Tiefdruckgebiete haben Saharastaub aus Afrika nach Deutschland getragen. Es ist, als hänge für einen Moment alles untrennbar zusammen. Die Wüstenfluchtroute im Sahel, die Häfen Libyens, das Meer, München. Außerdem sind seit Russlands Überfall auf die Ukraine inzwischen weitere Millionen Menschen geflohen, Tausende nach München, darunter viele Kinder. Hahnefelds Team hat zusätzliche Sprechstunden eingerichtet und organisiert Dolmetscher für ukrainische Kinder.

Das Jahr 2023 ist einige Wochen alt, als Kambi mit seinem ersten Schulzeugnis nach Hause kommt, stolz wie ein Eroberer. Er hat seine Leistungen als gut bewertet, die Lehrer sahen es überwiegend wie er, so haben sie es geschrieben. Es gibt noch keine Noten in seiner ersten Klasse. Kambi ist acht geworden, alles an ihm ist gewachsen. Er misst 150 Zentimeter und trägt Schuhe in Größe 40.

Keinen Tag wolle er in der Schule verpassen, sagt Victoria Gilo, die Mutter. Selbst wenn er krank sei. Er spreche jetzt davon, dass er Pilot werden wolle. Oder Chef einer großen Organisation, die Leuten ohne Haus hilft. Sie selbst, sagt Gilo, wolle in die IT-Branche. Die habe Zukunft, außerdem könne sie dann viel von zu Hause aus arbeiten. Sie hat wieder angefangen zu singen, Gospel. Manche Kirchen buchen sie für Soloauftritte, aus ganz Deutschland. Sie wirkt, als sei sie glücklich darüber, wie ihr Leben und das ihres Kindes sich in den vergangenen Monaten gewendet hat.

Der Junge Dayo hat das Gefühl, dass es ihm besser geht. In die Therapie von Hahnefeld muss er nicht mehr. Er liest viel, im Sommer wird er an der Schule die Mittlere Reife machen, seine Noten sind gut. Er will danach weiter zur Schule gehen und später vielleicht studieren.

Andrea Hahnefeld hofft, dass ihr Projekt weiterlaufen kann. Der Vertrag mit der EU läuft in den kommenden Tagen aus, sie hat eine Verlängerung beantragt, jeden Tag muss der Bescheid kommen. Sie sagt, sie sei sehr zufrieden, wie sich alles entwickelt habe. Sie und die Kollegen hätten neue Diagnostikverfahren für die kleinen Kinder gefunden. Außerdem haben sie entdeckt, dass die bisherigen Intelligenztests für sie nicht passten, die Kinder seien deshalb unterschätzt worden. Hahnefeld sagt, das Leid der Kinder wachse ihr noch manchmal über den Kopf. Aber das Wissen, das sie inzwischen gewonnen habe, mache ihr Mut. Sie und ihr Team habe zunehmend das Gefühl, dass sie wirklich etwas für die Kinder tun könnten.

Und Ahmad Abbas, mit dem alles begann, sagt, er möge sein neues Leben. Seit einigen Monaten sei er verlobt, sein Beruf sei noch immer toll. Der Druck, ein guter Syrer zu sein, sei noch da. „Mei, ja freilich.“ Aber, sagt er, das belaste ihn zunehmend weniger.

** Namen geändert*



Erste Hilfe: Therapeutin Hahnefeld mit zwei Brüdern, die mit ihrer Mutter vor dem Krieg aus der Ukraine flohen



Schießen und Kämpfen verboten: Spielekreis der Flüchtlingsunterkunft Am Moosfeld in München, einer ehemaligen Funkkaserne

20,4
Prozent

aller Asylanträge in Deutschland wurden im vergangenen Jahr für ein Kind gestellt, das zu diesem Zeitpunkt noch keine sechs Jahre alt war. Allein in den ersten sechs Wochen des russischen Angriffskriegs in der Ukraine mussten nach Angaben des UN-Kinderhilfswerks Unicef fast zwei Drittel aller ukrainischen Kinder ihr Zuhause verlassen. Von etwa 7,5 Millionen Kindern bis 18 Jahren sind demnach 2,8 Millionen innerhalb des Landes vertrieben worden – und zwei Millionen ins Ausland.



Heimatfarben: Eine Forscherin testet die kognitiven Fähigkeiten eines ukrainischen Jungen